

Vorstellung des Buches von
Joseph Ratzinger / Benedikt XVI.,
Jesus von Nazareth. Prolog: Die Kindheitsgeschichten
(Freiburg i. Br. 2012)
am Montag, 17. Dezember 2012, in Marktl
Von Otto Schwankl

Das „kleine Buch“ (S.9), das den heutigen Abend veranlaßt, befaßt sich mit dem **Anfang des Lebens Jesu**, den wir zu Weihnachten feiern. Darum ist es „nicht ein dritter Band“ zu den zwei schon erschienenen Bänden des großen Jesusbuches von Benedikt XVI., sondern (laut Untertitel) ein „**Prolog**“ dazu, oder, wie der Papst im Vorwort sagt, „eine Art kleiner Eingangshalle“ zu den vorausgehenden Bänden.

1. Zum Ansatz: „Das Leben verstehen kann man nur rückwärts“

Warum aber diese Reihenfolge? **Warum** behandelt der Papst den **Anfang erst am Schluß**, die Geburt erst nach dem öffentlichen Wirken, nach Passion und Auferstehung? Die Frage kann uns vielleicht helfen, der Eigenart und der Wahrheit der Kindheitsgeschichten in den Evangelien auf die Spur zu kommen; und dazu könnte ein **Abstecher** nützlich sein, der sich an diesem Ort aufdrängt. Wenn ich sage: „Der gegenwärtige Papst, Benedikt XVI., wurde am 16. April 1927 in Marktl am Inn geboren“, wird mir niemand widersprechen; denn der Satz stellt eine Tatsache fest. Dieses Faktum ist vor 85 Jahren geschehen, aber wissen können wir es erst seit sieben Jahren, seit Joseph Ratzinger Papst ist. Deshalb konnte auch erst danach dieses Geburtshaus angekauft und entsprechend gestaltet werden. Der Lebensanfang von Joseph Alois Ratzinger ist für uns erst im Nachhinein, nach Jahrzehnten bedeutsam geworden. [Und seine Bedeutung könnte in künftigen Zeiten, die wir nicht mehr erleben, noch weiter wachsen, wenn Benedikt irgendwann heiliggeprochen und vielleicht sogar, was ich zu hoffen wage, zum Kirchenlehrer erhoben werden sollte. Dann könnte sein Geburtsort, mit dem Haus und der Kirche, ein regelrechter Wallfahrtsort werden, weil der Glanz der Heiligkeit auf den Lebensanfang zurückstrahlen würde.]

Was ich da an Joseph Ratzinger, dem Kind von Marktl und Bischof von Rom, zu zeigen versuche, ist offenbar ein allgemeines Lebens- oder Naturgesetz, das Sören Kierkegaard mit einem inzwischen „geflügelten Wort“ formuliert hat: „Leben kann man nur vorwärts, das Leben **verstehen** nur **rückwärts**“. Volkstümlich-einfach gesagt: Erst hinterher ist man gescheiter. In gelehrten Worten: Die Ordnung der Zeit ist anders gepolt als die Erkenntnisordnung. Der Anfang einer Sache taucht in vielen Dingen erst später auf, kommt erst im Nachhinein zum Bewußtsein und zur Sprache. Wir müssen uns zu ihm erst „hinarbeiten“; und wenn wir etwas tiefer verstehen wollen, können wir auf diese mühsame Arbeit nicht verzichten, weil (mit Ernst Käsemann gesagt) „die Anfänge

über die Folgezeit entscheiden und, wie verhüllt und seltsam auch immer, das Gesetz der Zukunft enthalten“¹.

Was wir zusammen mit Benedikt XVI. tiefer verstehen wollen, ist in diesem Fall nicht nur eine „Sache“, sondern die Person Jesu Christi im Zeugnis der Evangelien. Dabei taucht irgendwann auch die Frage nach dem „Anfang“ des Lebens Jesu auf. Aber auch hier verläuft der Erkenntnisprozeß anders als der zeitliche Gang der Ereignisse. Darum ist es logisch, daß der Papst die Kindheitsgeschichten als letztes auslegt. Er folgt damit den Spuren der Evangelisten und übrigens auch der modernen (historischen) Exegese. Das Grundereignis, das die Jesusgeschichte von allem anderen Geschehen unterscheidet, ist das Osterereignis: die Auferstehung des am Kreuz gestorbenen Jesus, die Benedikt im 2. Band den „Mutationssprung“ im Lauf der Welt genannt hat. Das Ostergeschehen ist gleichsam der „Urknall“ des ganzen Christentums. Aus ihm gehen alle neutestamentlichen Schriften hervor, aber auch der Sonntag als neuer christlicher Ur-Feiertag und das jährliche Osterfest mit der Karwoche. Erheblich später (wahrscheinlich im frühen 4. Jahrhundert) entsteht dann auch das Weihnachtsfest.

Vom Osterereignis aus fällt auf das Leben und Wirken Jesu ein neues Licht, das seine Gestalt erhellt und einen „Erkenntnisprung“ bewirkt. Von da aus, mit dem österlichen Verstehensschlüssel in der Hand, erzählen die Evangelisten die Jesusgeschichte und schreiben sie nieder. Der erste von ihnen, Markus, beginnt die Erzählung bei der Taufe Jesu im Jordan; sie ist demgemäß auch das erste Kapitel im ersten Band des Jesusbuches von Benedikt XVI.; und der Papst zeigt darin, daß die kurze Tauferzählung bereits die ganze Jesusgeschichte wie in einem Brennglas zusammenfaßt und so das Wesen Jesu Christi zur Sprache bringt: Indem Jesus ins Wasser hinabsteigt, tritt er in die Reihe der Sünder und steht schon vorausweisend als der Leidende vor uns, mit dem Abstieg in das „Inferno“ der Passion; indem sich aber der Himmel öffnet, der Geist herabschwebt und eine Stimme aus dem Himmel ergeht, steht er zugleich als „der geliebte Sohn“ vor uns, der in der Auferstehung aus der Tiefe emporsteigen wird und bereits in der Taufe das Geheimnis des dreifaltigen Gottes anklingen läßt. So ist er in seiner Taufe einer von uns und gleichzeitig der ganz Andere, der aber gerade deshalb nicht in ferner Vergangenheit bleibt, sondern uns nahe sein kann, „einem jeden von uns innerlicher als wir uns selbst“, wie Benedikt mit dem heiligen Augustinus sagt (I 51).

Das Markusevangelium ist zeitlich das früheste, beginnt aber gerade deshalb mit der Jesusgeschichte am spätesten: beim erwachsenen Jesus, der sein Elternhaus bereits verlassen hat und öffentlich auftritt. Von der ganzen Zeit vorher, also von Geburt, Kindheit und Jugend, sagt Markus kein Wort. So bleiben mindestens neun Zehntel der Lebenszeit Jesu im Dunkel, und höchstens ein Zehntel wird erzählt. Dabei erfahren wir nur, daß er aus Nazareth kommt (vgl. 1,9; 6,1) und ein Bauhandwerk erlernt hat, daß seine Mutter Maria heißt und daß er Verwandte hat, die als „Brüder“ und „Schwestern“ bezeichnet

¹ E. Käsemann, Die Anfänge christlicher Theologie, in: **Ders.**, Exegetische Versuche und Besinnungen II, Göttingen ³1970, 82-104, hier 82.

werden (vgl. 6,3). Auffällig ist allerdings, daß Jesus an dieser Stelle „der Sohn der Maria“ genannt wird. Josef wird im ganzen Markusevangelium nicht erwähnt. Für die Feier des Weihnachtsfestes oder für den freudreichen Rosenkranz bietet das älteste Evangelium keine Grundlage.

Das ändert sich bei Matthäus und Lukas. Sie verfassen ihre Evangelien um zehn bis zwanzig Jahre später als Markus, und sie beginnen mit der Jesusgeschichte früher, nämlich am Anfang seines Lebens, mit den Umständen seiner Geburt. Die Frühzeit Jesu kommt also bei der Entstehung der Evangelien erst in einer späteren Phase zum Zug, und so ist es auch bei der Entstehung des päpstlichen Jesusbuches.

2. Zum Aufbau des Buches

Zur Information skizziere ich zuerst den Aufbau des Buches im Überblick, und dann versuche ich Ihnen einige Leitgedanken aus den einzelnen Teilen vorzustellen. Nach einem kurzen Vorwort (S.9) umfaßt das Buch vier Kapitel und einen Epilog. Das erste Kapitel trägt die Überschrift „Woher bist du?“ und behandelt nach einem mehr grundsätzlichen Auftakt den Stammbaum Jesu in Matthäus 1 und Lukas 3. Das zweite Kapitel befaßt sich mit der doppelten Ankündigung der Geburt, nämlich der Geburt Johannes des Täufer und der Geburt Jesu, vorrangig im Lukasevangelium. Das dritte legt die Geburtserzählung im Lukasevangelium und die Darstellung im Tempel aus. Das vierte widmet sich den Weisen aus dem Morgenland und der Flucht nach Ägypten inclusive Rückkehr. Der Epilog nimmt abschließend den Zwölfjährigen im Tempel in den Blick.

3. Zum Inhalt: Ein kursorischer Durchgang

a) Die Frage „Woher bist du?“ und der Stammbaum Jesu (Zu Kapitel 1)

Im ersten Kapitel beginnt Benedikt an einer überraschenden, aber passenden und aufschlußreichen Stelle: Die Überschrift „Woher bist du?“ stammt nämlich aus der Passionsgeschichte, aus dem Mund des Pilatus (Joh 19,9). Der römische Richter stellt die Frage, „um zu verstehen, wer er eigentlich ist und was er will“ (S.13). Die Frage nach der Herkunft Jesu zielt also auf sein wahres Wesen, auf „Sein und Sendung“, sagt Benedikt (ebd.). Deshalb taucht diese Frage (besonders im Johannesevangelium) immer wieder an entscheidenden Stellen auf, und bereits im Markusevangelium fragen die Leute in Nazareth nach seinem Auftritt in der Synagoge „Woher hat er das alles?“ (6,2). Sie kennen sein Handwerk und seine Familie und können sich auf sein jetziges andersartiges Wirken keinen Reim machen. So fällt die Antwort auf die Woher-Frage seltsam schillernd aus. Einerseits ist die Herkunft Jesu, dieses „Arbeiters aus der Provinz“ (S.14f), ebenso bekannt wie einfach; andererseits ahnen viele, die ihm begegnen, daß die Orts- und Familien-Angabe als Antwort nicht ausreicht. Die Herkunft Jesu „ist zu-

gleich bekannt und unbekannt“ (S.15). Wer ist er wirklich? Woher kommt er? Wo ist er zuhause?

„In den vier Evangelien geht es darum, diese Fragen zu beantworten“, schreibt der Papst. Ihre Antwort stimmt völlig überein; aber so, wie die Instrumente in einer Symphonie oder die verschiedenen Stimmen eines Chores zusammenklingen. Matthäus und Lukas intonieren die Antwort besonders in den Kindheitsgeschichten, die sich aber wiederum stark unterscheiden.

Matthäus beginnt sein Evangelium mit dem **Stammbaum Jesu** (1,1-17; übrigens genau das Evangelium von heute) und rückt die Herkunft Jesu damit von vornherein in das Licht des Alten Testaments und seiner Verheißungsgeschichte. Sie beginnt nach der Zerstreuung der Menschheit im Anschluß an den Turmbau zu Babel mit **Abraham**, dem Wanderer, der sich von Gott führen läßt und lange auf den verheißenen Nachkommen wartet, durch den aber auch „alle Völker der Erde Segen erlangen“ sollen (vgl. Gen 12, 4; 18,18). So ist in der Herkunft Jesu schon seine universale Sendung enthalten, die am Ende des Evangeliums als Auftrag an die Jünger ergeht: „Macht alle Völker zu meinen Jüngern“ (Mt 28,19). Die herausragende Gestalt im Stammbaum ist aber der König **David**, der die Verheißung erhalten hatte, daß „(s)ein Thron auf ewig Bestand hat“ (2 Sam 7,16). In Jesus, auf den der Stammbaum mit dreimal 14 Generationen zuläuft, kommt die Verheißung ans Ziel. „Der für immer bleibende König erscheint – freilich ganz anders, als man vom Modell David her hätte denken mögen“ (S.17). Der Stammbaum ist bis zu **Josef** hin eine Männer-, also eine Väterliste, mit Einbeziehung von vier Frauen, und weist Josef als den legitimen Vater Jesu und Jesus als „rechtmäßigen“ Sohn Davids aus. Aber von Josef zu Jesus geht der Stammbaum nicht weiter wie in allen Generationen zuvor, mit der Zeugung des Sohnes durch den Vater, sondern er biegt bei Josef ab (mit Verlaub gesagt: er macht einen Seitensprung) zu „**Maria**, aus der geboren wurde Jesus, der Christus genannt wird“ (Mt 1,16). Über den natürlichen Vater Jesu sagt der Stammbaum nichts. Aber die folgende Verkündigung an Josef macht klar, daß Josef nicht der leibliche Vater Jesu ist; denn „was in ihr (Maria) geworden ist, stammt vom Heiligen Geist“ (Mt 1,20). So wird mit Maria und ihrem Sohn inmitten der Menschengeschichte ein neuer Anfang gesetzt. Jesus ist der legitime Sohn Davids und Abrahams, „und dennoch kommt er von anderswo her“ (S.18) – „von oben“, sagt später das Johannevangelium (vgl. Joh 3,31; 8,23). Im Stammbaum Jesu, der übrigens nicht nur das Matthäusevangelium, sondern zugleich das ganze Neue Testament eröffnet, begegnet uns also, wie Benedikt sagt, das **Geheimnis des „doppelten Ursprungs“**: „Seine Herkunft ist zu benennen, und dennoch ist sie Geheimnis. Nur Gott ist im eigentlichen Sinn sein ‚Vater‘“ (S.18).

Der Papst verschweigt nicht, daß auch Lukas, jedoch an anderer Stelle (3,23-38), einen Stammbaum Jesu bietet, der anders konzipiert ist – mit 76 Namen von Jesus bis Adam und Gott – und der mit dem matthäischen „nur in wenigen Namen übereinstimm(t)“ (S.19; vgl. 19-21). Das erwähne ich, weil Matthias Drobinski in der Süddeutschen Zeitung behauptet, daß Benedikt die Kindheit Jesu „glättet“, daß er „harmonisiert,

wo es Brüche und Streit gab“, und daß er die kritische Analyse durch Synthese ersetzt². Ich kann diese Diagnose nicht nachvollziehen. Benedikt erwähnt an vielen Stellen den Streit der Meinungen in der Exegese, und arbeitet wie bei den Stammbäumen die Unterschiede in den Texten bei Matthäus und Lukas heraus. Es stimmt allerdings, daß er bei dieser Analyse nicht stehenbleibt, sondern sie mit einer Synthese überschreitet; aber das ist in meinen Augen kein Mangel, sondern ein Vorzug seiner Methode und eine Stärke seiner gesamten Theologie. Aus dem Vergleich der beiden Stammbäume ergibt sich, daß es den beiden Evangelisten nicht auf die einzelnen Namen ankommt, sondern auf die „symbolische Struktur der Geschichtszeit“ (S.20; vgl. 19): daß Jesus in die geschichtlichen Wege der Menschheit und der alttestamentlichen Verheißung verwoben ist und zugleich einen Neubeginn darstellt, der paradox mit der geschichtlichen Kontinuität verbunden ist. Nach beiden Stammbäumen ist Jesus der rechtmäßige, aber nicht der natürliche Sohn Josefs; beide bezeugen das Geheimnis des doppelten Ursprungs.

b) Die Ankündigung der Geburt (Zu Kapitel 2)

Das Kapitel zur Ankündigung der Geburt des Johannes und der Geburt Jesu beginnt mit **grundsätzlichen Erläuterungen zur literarischen Eigenart der Texte**. Sie sind bei Lukas wie bei Matthäus eng mit dem Alten Testament verbunden, und manche Exegeten betrachten sie deshalb als bloße Schriftauslegung durch Erzählungen. Benedikt unterstreicht dagegen, daß die Texte mehr sind: sie bieten nicht nur „Geschichten“, die einen Gedanken anschaulich machen, sondern „**wirkliche, geschehene Geschichte, freilich gedeutete** und vom Wort Gottes her verstandene Geschichte“ (S.29).

Auf die Frage, woher Matthäus und Lukas die von ihnen erzählte Geschichte kennen, antwortet der Papst (gestützt auf Joachim Gnilka): Es handelt sich um **Familientraditionen**. Das deutet Lukas zweimal diskret an, wenn er sagt, daß Maria „all diese Worte (oder: Ereignisse) in ihrem Herzen bewahrte“ (2,51; vgl. 2,19). Benedikt weiß sehr wohl, daß manche Vertreter der modernen „kritischen“ Exegese diese Sicht als „einfältig“ abtun werden, läßt sich davon aber nicht beirren. Er stellt die schlichte Gegenfrage, warum Lukas die Aussagen über das Bewahren und Bedenken der Vorgänge im Herzen Marias (vgl. auch 1,29) erfunden haben soll, wenn es keinen Anhaltspunkt dafür gab. Tatsächlich könnten wohl auch manche von uns gewisse Worte und Ereignisse aus der Familientradition erzählen, die jahrzehntelang in einem schweren Herzen oder im kleinen Kreis verwahrt werden. Meist sind es furchtbare oder beschämende Dinge, die jemand lange nicht äußert; aber es können auch wunderbare und beglückende sein, die man gerade deswegen nicht dem allgemeinen Gerede aussetzen will; oder sie sind einfach zu rätselhaft und unfaßbar, als daß sie vorzeitig ins Licht der Öffentlichkeit treten könnten.

In den Kindheitsgeschichten Jesu kommen solche Familientraditionen nach langer Zeit zur Sprache, und sie haben vom Alten Testament her inzwischen einen tiefen Sinn

² Vgl. SZ vom 21.11.2012 (Nr. 269) S.11.

gewonnen, wie umgekehrt bei dieser gegenseitigen Beleuchtung auch dunkle Stellen des Alten Testaments einen klaren Sinn gewinnen. Benedikt verdeutlicht das mit einem griffigen Gedanken: Es gibt im Alten Testament „Worte, die sozusagen noch herrenlos bleiben“, zum Beispiel die Lieder vom Gottesknecht im Jesajabuch. Sie lassen sich auf verschiedene Gestalten beziehen, aber der wahre Eigentümer fehlt noch. „Erst wenn er erscheint, erhält das Wort seine volle Bedeutung“ (S.29). Das geschieht mit dem Kommen Jesu; und daraus erwächst die typisch christliche Auslegung des Alten Testaments, die uns die Kindheitsgeschichten vor Augen führen.

Die lukanischen Kindheitsgeschichten sind eine kunstvolle Komposition, die man mit einem Flügelaltar vergleichen kann. (Das ist eine Erklärung von mir, die nicht im Papstbuch steht.) Auf der einen Seite zwei Flügel: Ankündigung der Geburt Johannes des Täufer an Zacharias (Lk 1,5-25) und Ankündigung der Geburt Jesu an Maria (1,26-38); auf der anderen Seite: Geburt und Kindheit des Johannes (1,57-80) sowie Geburt und Kindheit Jesu (2,1-52); in der Mitte die Begegnung der beiden Mütter Maria und Elisabeth (1,39-56), die auch den Messias und seinen Vorläufer erstmals zusammenführt – ein lebendiges Bild für die unzertrennliche Einheit der Heilsgeschichte im Alten und Neuen Testament.

Bei der **Ankündigung der Geburt** des Johannes und der Geburt Jesu (Lk 1,5-25 und 1,26-38) hebt der Papst neben dieser Kontinuität aber auch die Unterschiede heraus: Zacharias, der Vater des Johannes, ist Priester und empfängt die Engelsbotschaft im Jerusalemer Tempel, bei der Liturgie, zu der draußen das Volk versammelt ist. Maria, die Mutter Jesu, ist eine unbekannte junge Frau in einer unbedeuteten Ortschaft, die vor der neutestamentlichen Zeit nirgends erwähnt wird; sie empfängt die Botschaft in ihrem gewiß nicht prächtigen Wohnhaus in Nazareth. Benedikt kommentiert das so: „Das Zeichen des Neuen Bundes ist die Demut, die Verborgenheit“, die Niedrigkeit „das Zeichen des Senfkorns“ (S.33), das sich in der Kirche immer wieder bewahrheitet, bis hin zum jetzigen Papst, dessen Eltern sinnigerweise Joseph und Maria heißen; und Markt ist auch nicht gerade der Nabel der Welt (schon der Name hat eine Verkleinerungsform: „das Markt“; – als „Waldler“ aus einem entlegenen Dorf darf ich diese Anmerkung wagen). In der Verkündigung an Maria offenbart es sich, daß die bescheidenen, ärmlichen Verhältnisse kein Hindernis sind für ein großes Geschehen, für das Kommen des großen Retters, der das Königtum Davids aufrichten wird nicht nur für Israel, sondern auch für die Völker, und dessen Herrschaft, gemäß der Verheißung an David, auf immer bestehen wird (vgl. Lk 1,32f); „denn bei Gott ist kein Ding unmöglich“ (V.37).

Aber wir sehen in dieser Szene auch, daß Gott die Freiheit des Menschen achtet und ihn nicht „vergewaltigt“. Er bindet die Menschwerdung seines Sohnes sozusagen an die Zustimmung der dazu erwählten Mutter. So hängt nun alles von der **Antwort Marias** auf die Botschaft des Engels ab. Der Papst beschreibt behutsam die drei Schritte der Reaktion Marias. Der erste ist das tiefe Erschrecken und das Nachdenken über die Grußrede, die zum Anfangsteil des Ave Maria geworden ist. Mit diesem inneren Erwägen des Wortes, bei dem Maria „auch vor dem Unerhörten besonnen bleibt“, und

„Herz und Verstand beieinander hält“ (S.44), wird Maria zum Bild der Kirche, die auf das Wort Gottes hört und sich von ihm führen läßt. „Rätselhaft“ nennt der Papst die zweite Reaktion Marias, ihre Rückfrage auf die Ankündigung des Engels, daß sie die Mutter des Messias werden soll: „Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ (Lk 1,34). Maria ist verlobt und damit nach jüdischem Recht bereits einer Ehefrau gleichgestellt, sieht aber dennoch keinen Weg, durch ehelichen Verkehr Mutter zu werden. Benedikt nennt einige Erklärungsversuche und stellt dann fest, daß die Gründe, warum die natürliche Mutterwerdung unmöglich erscheint, für uns nicht zugänglich sind. Maria erhält auf die Rückfrage einen Bescheid, der die Bedenken einerseits bestätigt und zugleich auf unfaßbare Weise überwindet: Sie soll Mutter werden, indem „die Kraft des Höchsten sie überschatten wird“ (V.35).

Darauf folgt dann die dritte und eigentliche Antwort Marias, die der Papst, gemeinsam mit Bernhard von Clairvaux, in ihrer Bedeutung auslotet; denn an dieser Antwort hängt der weitere Gang der Menschheitsgeschichte. „Es ist der Augenblick des freien, demütigen und zugleich großmütigen Gehorsams, in dem sich die höchste Entscheidung menschlicher Freiheit ereignet“ (S.46). Diese Antwort ist **das schlichte Ja-Wort Marias**: „Mir geschehe nach deinem Wort“ (Lk 1,38).

Einfühlsam hebt Benedikt dann auch noch den kurzen Schlußsatz des Textes hervor, der allzuleicht übergangen wird: „Dann verließ sie der Engel“ (Lk 1,38). Ich zitiere (S.47): „Die große Stunde der Begegnung ..., in der das ganze Leben sich wendet, geht vorbei, und Maria bleibt allein zurück mit dem Auftrag, der eigentlich über jedes menschliche Vermögen hinausgeht ... Sie muß den Weg weitergehen, der durch viele Dunkelheiten hindurchführt – angefangen bei dem Erschrecken Josefs über ihre Schwangerschaft ... bis zur Nacht des Kreuzes hin. ... **Der Engel geht, die Sendung bleibt**, und mit ihr reift die inwendige Nähe zu Gott, das innere Sehen und Berühren seiner Nähe“.

Das Erschrecken Josefs über die Schwangerschaft Marias erzählt nicht Lukas, sondern **Matthäus**, der die Kindheitsgeschichten insgesamt mehr auf Josef ausrichtet. Die „**Verkündigung an Josef**“ folgt direkt auf den Stammbaum (Mt 1,18-25; das Evangelium am 4. Adventssonntag im Lesejahr A). Joseph Ratzinger zeichnet von Matthäus her ein liebevolles Portrait seines Namenspatrons, „der ein Gerechter war“ (Mt 1,19) – ein biblisch tief verankerter Ehrentitel – und darum, als er von Marias Schwangerschaft erfährt, in dieser peinlichen Lage einen „Weg der Einheit von Recht und Liebe“ sucht (S.50); dadurch „ist er innerlich vorbereitet auf die neue, unerwartete und menschlich unglaubliche Kunde, die ihm von Gott her kommen wird“ (S.50). Sie kommt zu Josef im Traum, der zum Kommunikationsmedium werden kann, weil Josef wahrnehmungsfähig ist dem Göttlichen gegenüber und fähig zur Unterscheidung. – Nebenbei bemerkt: Ich sehe hier eine Verwandtschaft des hl. Josef mit dem sel. Franz Jägerstätter, der ebenfalls durch eine Art Wirklichkeitstraum (von einem fahrenden Zug) innere Klarheit gewonnen hat. –

Zusammen mit der Aufklärung über die Herkunft des Kindes („aus Heiligem Geist“; Mt 1,20) und der Weisung, Maria als seine Frau zu sich zu nehmen, erhält Josef den Auftrag, dem Kind den **Namen „Jesus“** zu geben und es so als sein rechtmäßiges Kind anzunehmen. Der Jesus-Name bedeutet „**JHWH ist Heil**“, und der Traum-Engel erläutert das mit einem freien Zitat aus Psalm 130 (V.8): „Denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen“. Benedikt zeigt, daß in diesem Wort schon der ganze Streit um die Messianität Jesu enthalten ist, weil es scheinbar zu viel und gleichzeitig zu wenig über Jesus sagt: Zu viel, weil nur Gott und kein Mensch Sünden vergeben kann; aber auch wieder zu wenig, weil man vom Messias die Befreiung von Leiden, von Gewalt, von Armut erwartet; und was hat Jesus davon gebracht? Aber Jesus hat die eigentliche Not der Menschen nicht übersehen, wie man meinen könnte. Das versucht Benedikt auch in seinen Predigten immer wieder zu zeigen, und an dieser Stelle schreibt er: „Der Mensch ist ein Wesen in Beziehungen. Und wenn die erste und die grundlegende Beziehung des Menschen gestört ist – die Beziehung zu Gott –, dann kann nichts Weiteres mehr wirklich in Ordnung sein. Um diese Priorität geht es in Jesu Botschaft und Wirken: Er will den Menschen zuallererst auf den Kern seines Unheils hinweisen und ihm zeigen: Wenn du *da* nicht geheilt wirst, dann wirst du trotz aller guten Dinge, die du findest, nicht wirklich geheilt“ (S.53f).

Die Verkündigung an Josef mündet in ein **Schriftzitat aus Jes 7,14**, das wiederum als alttestamentlich „herrenloses“ Wort, oder, wie Benedikt sagt: als „ein wartendes Wort“ (S.58), nunmehr in Jesus seinen wahren Eigentümer findet: „Dies alles ist geschehen, damit sich erfüllte, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: Seht, die Jungfrau wird ein Kind empfangen und einen Sohn gebären, und man wird ihm den Namen Immanuel geben, das heißt übersetzt: Gott ist mit uns“ (Mt 1,22f). In einer sorgfältigen historischen und theologischen Auslegung des Schriftzitats kommt der Papst zu dem auf Vernunft und Glauben basierenden Schluß, „dass ein unbegreiflich gebliebenes Wort aus dem Jahr 733 v. Chr. in der Stunde der Empfängnis Jesu Christi wahr geworden ist – dass Gott uns in der Tat ein großes Zeichen gegeben hat, das alle Welt angeht“ (S.59).

Und er läßt dann ein eigenes Unterkapitel zu der Frage folgen: „**Jungfrauengeburt – Mythos oder Wirklichkeit?**“ (S.60-65). Anders gesagt: Wie ist Jesus Mensch geworden: auf dem Weg einer normalen Zeugung durch den Mann, oder, wie es das Glaubensbekenntnis sagt, „empfangen durch den Heiligen Geist“ und „geboren von der Jungfrau Maria“? Ist also die geistgewirkte Empfängnis Jesu eine reale, geschichtliche Tatsache, oder ist sie eine fromme Legende? Es gibt im Altertum mythische Erzählungen darüber, daß Götter mit einer menschlichen Frau verkehren und Nachwuchs erzeugen. Die sog. liberale Theologie sagt nun – und das ist inzwischen auch auf katholischer Seite die vorherrschende Ansicht –, daß Matthäus und Lukas ihre Erzählung aus solchen Stoffen geformt haben. Der Papst kennt die wissenschaftliche Diskussion und führt solche Mythen an, zum Beispiel von der göttlichen Zeugung des ägyptischen Pharaos, wonach die Gottheit körperlich mit der Mutter verkehrt, oder vom Halbgott Herakles, der

aus einer Verbindung des Zeus mit der mykenischen Königstochter Alkmene hervor- geht; oder vom Goldenen Zeitalter, das der Dichter Vergil kommen sieht und irgendwie mit einer Jungfrau und einem Knaben in Zusammenhang bringt. Aber Benedikt sagt m.E. mit Recht, daß der Unterschied zu groß ist, als daß man die Evangelientexte daraus ableiten könnte. Bei Matthäus und Lukas gibt es keine Vermischung zwischen Gott und Mensch, die einen „Halbgott“ erzeugt. Die Evangelien-Erzählungen sind keine mythischen Produkte, sondern „Töchter von Tatsachen“ (ein Ausdruck von Fridolin Stier)³. „Es ist der Gehorsam Marias, der Gott die Tür öffnet. Gottes Wort, sein Geist schafft in ihr das Kind“ (S.64). Benedikt verwirft die genannten Mythen nicht und wertet sie nicht ab, sondern er nimmt sie als berechnete, aber noch verworrene und unklare „Träume der Menschheit vom neuen Anfang“, die in Jesus „Wirklichkeit geworden“ sind (S.64).

Am Ende des Kapitels stellt Benedikt noch einmal die Frage, ob es also wahr ist, was wir im Credo bekennen: „empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau“; und seine Antwort „lautet ohne Einschränkung: Ja“ (S.64). Mit dem (evangelischen) Theologen Karl Barth erkennt er in der Geburt Jesu aus der Jungfrau einen Punkt, „an de(m) Gottes Wirken unmittelbar in die materielle Welt eingreift“ (S.64). Dabei ist dem Papst völlig klar, daß dieser Punkt (wie auch die Auferstehung Jesu aus dem Grab) „ein Skandal für den modernen Geist (ist). Gott darf in Ideen und Gedanken wirken, ... aber nicht an der Materie. Das stört“ (S.65). Benedikt jedoch fragt unbeirrt, ob auch die Materie Gott gehört oder nicht. „Wenn Gott nicht auch Macht über die Materie hat, dann ist er eben nicht Gott“. Insofern ist die jungfräuliche Empfängnis und Geburt Jesu für Joseph Ratzinger „ein grundlegendes Element unseres Glaubens und ein Leuchtzeichen der Hoffnung“ (S.65).

c) Die Geburt in Bethlehem (Zu Kapitel 3)

Im dritten Kapitel bespricht Benedikt die Geburt Jesu in Bethlehem (das Evangelium der Heiligen Nacht) und bezieht auch die Darstellung im Tempel mit ein. Zuerst zeichnet er den geschichtlichen und theologischen Rahmen des Geschehens nach und hebt dabei den Zusammenhang zwischen Jesus und Augustus hervor. Es gibt schriftliche und archeologische Zeugnisse, die den Kaiser Augustus als Friedensbringer und als Heiland (*sōtēr*) für die ganze damals bekannte Welt charakterisieren. Von daher hat die Erzählung von der Geburt Jesu durchaus politische Beiklänge; denn sie sagt unumwunden, daß der wahre Friedenskönig und Heiland das neugeborene Kind von Bethlehem ist – also nicht der römische Kaiser.

Zu den vieldiskutierten Streitfragen der Fachexegeten (z.B. dem Datum und Zweck der Volkszählung) merkt Benedikt an, daß man über viele Einzelheiten immer diskutieren kann, aber die wesentlichen Inhalte der Lukas-Erzählung trotz allem historisch glaubhaft bleiben (vgl. S.73). Statt solche nur die Vergangenheit betreffenden Fragen weiter zu entfalten, lenkt er den Blick mehr auf die Züge des Textes, die in die Gegen-

³ Vgl. F. Stier, Vielleicht ist irgendwo Tag. Aufzeichnungen, Freiburg/Heidelberg ³1982, 23.

wart hereinreichen und uns „angehen“ oder auch herausfordern. Den schlichten Satz, daß Maria das neugeborene Kind in eine Krippe legte, „weil in der Herberge kein Platz für sie war“ (Lk 2,7), stellt er in einen größeren Zusammenhang (S.76): „Das gläubige Bedenken dieser Worte hat in dieser Feststellung eine innere Parallele zu dem gedankentiefen Wort des Johannes-Prologs gefunden: ‚Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf‘ (Joh 1,11). Für den Retter der Welt ... ist kein Platz da. ... Der außerhalb der Stadt gekreuzigt wurde (vgl. Hebr 13,12), ist auch außerhalb der Stadt zur Welt gekommen. Das mag uns ... hinweisen auf die Umkehrung der Werte, die in der Gestalt Jesu Christi, in seiner Botschaft liegt. Von Geburt an gehört er nicht dem Bereich dessen zu, was weltlich wichtig und mächtig ist. Aber gerade dieser Unwichtige und Ohnmächtige erweist sich als der wahrhaft Mächtige, als der, auf den letztlich alles ankommt. So gehört zur Christwerdung das Hinausgehen aus dem, was alle denken und wollen, aus den herrschenden Maßstäben, um ins Licht der Wahrheit unseres Seins zu finden und mit ihm auf den rechten Weg zu kommen“.

Auf ähnliche Art legt er auch andere Sätze und Einzelwörter des Textes aus, etwa die Futterkrippe als den Ort der Nahrung für die Tiere, an dem jetzt das Brot des Lebens liegt, die wahre Nahrung, deren der Mensch bedarf. Und Benedikt bezieht auch das ein, was „die gläubige Meditation“ im Lesen der ganzen Bibel gefunden und in die Krippendarstellungen aufgenommen hat; so die beiden Tiere Ochs und Esel, die auf mehrere Stellen des AT Bezug nehmen, besonders auf Jes 1,3: „Der Ochse kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn; ... mein Volk aber hat keine Einsicht“. Vor dem Kind in der Krippe, „vor dem demütigen Erscheinen Gottes im Stall“, kann die einsichtslose Menschheit, wenn sie sich offenhält, zur Einsicht kommen (vgl. S.78f).

Die **Beschneidung** Jesu am achten Tag, verbunden mit der **Namengebung** (das Evangelium am 1. Januar), und die **Darstellung** Jesu am 40. Tag im Tempel (das Evangelium am 2. Februar) erwähne ich nur im Vorbeigehen und empfehle die Auslegung des Papstes zur Lektüre. Aus der Darstellung Jesu, mit der die Eltern ihr Kind an Gott übereignen, hebt Benedikt einen hellen und einen dunklen Zug hervor: einerseits den Lobpreis des greisen Simeon, der den Messias als Licht für die Völker erkennt (und damit auch den Auftrag der Kirche – Stichwort: *Lumen gentium* – vorzeichnet); andererseits die Leidensprophetie, die den Widerspruch gegen den Messias voraussagt; und der stechende Schmerz dieses Widerspruchs trifft mit dem Sohn zugleich die mitleidende Mutter Maria und wird deshalb auch der Mutter Kirche immer auferlegt, in allen Graden, bis zum ebenso furchtbaren wie wunderbaren Leiden der Märtyrer.

d) Huldigung der Weisen und Flucht nach Ägypten (Zu Kapitel 4)

Auch im vierten Kapitel, das die Matthäus-Erzählungen von den Weisen aus dem Morgenland und von der Flucht nach Ägypten (mit Rückkehr) auslegt, beschreibt Benedikt zuerst den historischen und geographischen Rahmen mit seinen biblischen Grundlagen: die Hauptstadt Jerusalem mit König Herodes, der ebenso fähig wie grausam war (zehnmal verheiratet; Mörder mehrerer Söhne zur Sicherung seiner Macht); unweit davon das

kleine Bethlehem, der Geburtsort des großen Königs David; der Zusatz „in Judäa“ erinnert an den Stammvater Juda und an seinen Vater Jakob mit dem prophetischen Segensspruch: „Nie weicht von Juda das Zepter, der Herrscherstab von seinen Füßen, bis der kommt, dem er gehört, dem der Gehorsam der Völker gebürt“ (Gen 49,10). Außerdem steht im Hintergrund der heidnische Seher Bileam mit seinem Segensspruch: „Ich sehe ihn, aber nicht jetzt ...: Ein Stern geht auf in Jakob, ein Zepter erhebt sich in Israel“ (Num 24,17).

All das ist gleichsam der Resonanzraum, der den Erzählungen des Matthäus erst ihren vollen Klang verleiht und in dem sich die Magier aus dem Osten bewegen. Der Papst erklärt das mehrdeutige griechische Wort *mágoi* und sieht in den „Magiern aus dem Osten“ die Träger einer philosophischen und religiösen Erkenntnis, zu der auch die Sternkunde gehört. Er stützt sich unter anderem auf ein Buch des Wiener Astronomen Konradin Ferrari d' Occhieppo, der eine Himmelserscheinung im Jahresübergang 7/6 v. Chr. beschreibt, eine große Konjunktion der Planeten Jupiter und Saturn im Sternbild Fische, die für babylonische Astronomen berechenbar war. Aber entscheidend ist für Benedikt nicht diese astronomische Seite der ganzen Sache, sondern die innere Haltung der Magier im Evangelium: Sie machen sich auf den Weg, weil sie „Menschen der inneren Unruhe, Menschen der Hoffnung waren, die nach dem eigentlichen Stern des Heils Ausschau hielten. ... Sie stehen für die innere Dynamik der Selbstüberschreitung der Religionen, die eine Suche nach Wahrheit, Suche nach dem wahren Gott und so zugleich Philosophie im ursprünglichen Sinn des Wortes ist. So heilt die Weisheit auch die Botschaft der ‚Wissenschaft‘: Die Rationalität dieser Botschaft blieb nicht im bloßen Wissen stehen, sondern suchte das Verstehen des Ganzen und brachte so die Vernunft zu ihren höchsten Möglichkeiten“ (S.104). So kann Benedikt sagen, daß die Weisen aus dem Morgenland „das Zugehen der Religionen auf Christus wie auch die Selbstüberschreitung der Wissenschaft auf ihn hin darstellen“. Darum stehen sie gleichzeitig „im Gefolge Abrahams“ und „im Gefolge des Sokrates“ (ebd.).

Im nächsten Abschnitt zeigt der Papst, wie die Weisen in der kirchlichen Tradition zu (drei) Königen geworden und Kamele in die Krippen gekommen sind, nämlich durch das Zusammenlesen des Evangeliums mit dem Alten Testament, hier besonders mit Jesaja 60 (der Lesung am Epiphanietag): „Auf, werde Licht, Jerusalem ... Völker wandern zu deinem Licht und Könige zu deinem strahlenden Glanz ...“. Der entscheidende Gedanke bleibt aber, daß die Weisen aus dem Morgenland sozusagen als Prototypen „den Aufbruch der Menschheit auf Christus hin“ darstellen. „Sie eröffnen eine Prozession, die durch die ganze Geschichte hindurchzieht“, schreibt Benedikt; und hier könnte man dann auch den gegenwärtigen „Wallfahrts-Boom“ ansiedeln, obwohl da gewiß vielerlei Faktoren, und weniger christliche, mitwirken.

Dem Stern der Weisen widmet Benedikt dann noch einmal ein eigenes Unterkapitel mit einer aufschlußreichen Verbindung von historischen, naturwissenschaftlichen und theologischen Aspekten. Die astronomischen Anhaltspunkte nimmt der Papst nur zurückhaltend auf, will sie aber nicht ausschließen, weil ja die Sprache der Schöpfung

vielerlei Hinweise gibt. Dem Evangelium nach kommen die Weisen mit dem Stern ins Judenland. Aber dann brauchen sie in Jerusalem die Weisung durch die Heilige Schrift Israels, damit sie nach Bethlehem finden (vgl. S.108f). Die Schöpfung führt also in die Nähe der Offenbarung, aber sie führt allein nicht bis zum Ziel. Erst wenn sie von der Schrift gedeutet wurde, spricht sie eindeutig weiter; demgemäß sehen die Weisen den Stern wieder und werden von ihm nach Bethlehem geleitet (vgl. S.114), wo sie dem Kind mit ihren Gaben huldigen, die Benedikt wiederum mit der kirchlichen Überlieferung anreichert; denn sie hat nicht nur die Drei-Zahl der Gaben auf die Personenzahl übertragen, sondern in den Stoffen auch Symbole für das Wesen und Schicksal Jesu erkannt: Das Gold gilt dem König, der Weihrauch dem Gottessohn, die Myrrhe seinem Tod und Begräbnis. Tatsächlich fällt mit dem Stern und der Anbetung der Pilger auch schon der Schatten des Todes auf das neugeborene Kind, so daß die Heilige Familie sogleich das Migrantenschicksal erleidet aufgrund politischer Verfolgung.

Beim Blick auf den Verfolger Herodes schiebt der Papst eine dornige Bemerkung ein, die ich als Theologe nicht übergehen sollte. Während Herodes aus dem „Gutachten“ der Schriftgelehrten, die aus den Propheten (Mi 5,13; 2 Sam 5,2) den Geburtsort des Messias ermitteln können, seine grausamen, aber logischen Konsequenzen zieht, tun das die Kenner der Schrift offenbar nicht. Darin zeigt sich für Benedikt „das Bild einer Theologie ..., die sich im akademischen Disput erschöpft“ (S.113).

Am Ende des ganzen, relativ langen Kapitels (S.97-126) stellt der Verfasser, wie bei der Jungfrauengeburt, wieder die Tatsachenfrage und gibt darauf eine kombinierte, nämlich sowohl wissenschaftlich-theologische als auch ganz persönliche Antwort (S.125f). Die Frage lautet: „Wie sollen wir dies alles auffassen? Handelt es sich um wirklich geschehene Geschichte, oder ist es nur eine theologische Meditation, in die Gestalt von Geschichten gekleidet?“ Die mehr grundsätzliche Antwort gibt Benedikt mit Worten von Jean Daniélou: „Die Anbetung durch die Weisen berührt im Unterschied zum Bericht von der Verkündigung (an Maria) keinen für den Glauben wesentlichen Aspekt. Sie könnte eine Schöpfung des Matthäus sein, von einer theologischen Idee inspiriert; nichts würde dabei einstürzen“. Daniélou hat das unbefangen ausgesprochen, war aber selber überzeugt, daß es sich um historische Geschehnisse handelt, die im weiteren Bedenken theologisch erschlossen und angereichert wurden. Und der Papst fügt hinzu: „Um es einfach zu sagen: Dies ist auch meine Überzeugung“. Er vertritt sie klar, obwohl er ebenso klar feststellt, „dass sich im Lauf der letzten 50 Jahre in der Beurteilung der Historizität ein Meinungsumschwung zugetragen hat“, so daß inzwischen auch kirchlich gesinnte Exegeten (z.B. Rudolf Pesch) die Historizität verneinen oder offen lassen. Benedikt gibt aber zu bedenken, daß der Meinungsumschwung „nicht auf neuen historischen Erkenntnissen beruht, sondern auf einer veränderten Einstellung zur Heiligen Schrift und zur christlichen Botschaft insgesamt“. So lautet sein Resümee. „Die Kindheitsgeschichten des Matthäus sind nicht eine in Geschichten gekleidete Meditation, sondern umgekehrt: Matthäus erzählt uns wirkliche Geschichte, die theologisch bedacht und gedeutet ist, und hilft uns so, das Geheimnis Jesu tiefer zu verstehen“.

e) Der Zwölfjährige im Tempel (Zum Epilog)

Das zitierte Urteil gilt entsprechend auch für die Erzählung über die Wallfahrt der Heiligen Familie nach Jerusalem (in Lk 2,41-52), bei welcher der zwölfjährige Jesus im Tempel bleibt und die Eltern ihn am dritten Tag dort finden. Benedikt stellt unter anderem heraus, daß die Freiheit, die sich Jesus hier gegenüber seinen Eltern nimmt, nicht die Freiheit des Liberalen oder des pubertierenden Empörers ist, sondern die Freiheit des einzigartigen Sohnes, der seinem wahren Vater gehorcht und in seinem Haus verweilt. Daraus ergibt sich anlässlich der nach dem Gesetz (vgl. Ex 23,14-17) vollzogenen Wallfahrt diese „aus dem Sohnein kommende Verbindung von radikaler Neuheit und ebenso radikaler Treue“ (S.129). Der scheinbare Ungehorsam gegen die Eltern ist in Wahrheit der reine Gehorsam des Sohnes. Daß diese Erfahrung für die Eltern ebenso schmerzlich wie unverständlich ist, gehört zum unfaßbaren Geheimnis der Menschwerdung. „Die göttliche Sendung Jesu sprengt alle menschlichen Maße und wird für den Menschen immer wieder zum dunklen Geheimnis“ (S.131). Und zu dem Satz, daß Maria „all diese Worte in ihrem Herzen bewahrte“ (Lk 2,51), schreibt der Papst: „Das Wort Jesu ist zu groß für den Augenblick“; es ist „größer als unser Verstand“ und übersteigt immer wieder unsere Einsicht. „Die Versuchung, (die Worte Jesu) zu verkleinern, sie auf unsere Maße zurechtzubiegen, ist begreiflich. Zur rechten Auslegung gehört gerade die Demut, diese uns oft überfordernde Größe stehen zu lassen. ... Glauben heißt, sich dieser Größe zu unterwerfen und langsam in sie hineinzuwachsen“ (S.132f).

4. Zur Eigenart: Anliegen, Methode, offene Fragen

Mit diesen Sätzen am Ende des Buches schlägt Benedikt einen Bogen zum Anfang und verdeutlicht so wiederholend ein Hauptanliegen, das nicht nur das "Prolog"-Buch, sondern die ganze Jesus-Trilogie durchzieht.

a) Zum Anliegen

Schon auf der ersten Seite, im Vorwort, spricht der Papst von der „Größe des biblischen Textes“, hinter der jede Auslegung, also auch die seine, zurückbleibt, so daß der Dialog mit den Texten nie zu Ende sein kann. Diese uneinholbare, unauslotbare Größe der Schrifttexte versucht der Exeget Joseph Ratzinger dem Leser zu zeigen und zu erschließen; zu ihr will er uns hin-, in sie uns hineinführen.

Aber das ist noch zu wenig gesagt; denn das, was dem Verfasser am Herzen liegt, ist letztlich nicht der Schrifttext als solcher, sondern der, den die Texte bezeugen: Jesus von Nazareth. Zu ihm, zu seiner Person und Botschaft, möchte Benedikt uns hinführen; ihn möchte er dem Leser näherbringen, und uns als Leser näher zu ihm. Die Texte sind nur das Mittel zu dieser Annäherung; und nur deswegen hebt der Papst ihre unerreichbare Größe so stark hervor, weil sich darin die Größe der Gestalt Jesu spiegelt und offenbart. Jesus ist nach dem Zeugnis der Texte ein Mensch wie wir – und zugleich mehr

und größer und anders. Er ist eine Gestalt in der Geschichte, also der Vergangenheit, mit angebbaren Zeiten, Orten und Vorgängen, eingebettet in ein Volk und Land, in eine politische, wirtschaftliche, soziale, geistige und religiöse Welt, und in eine Familie, die das alles hautnah zu spüren bekommt. Aber er ist zugleich größer und mehr: eine Gestalt, die von anderswoher kommt und ihre historische Umwelt überragt. Die Kindheitsgeschichten zeigen das, indem sie das Geheimnis des doppelten Ursprungs erschließen. Von daher wird Jesus zu einer Gestalt der Gegenwart, die uns Benedikt vorstellt. Er möchte „vielen Menschen auf ihrem Weg zu Jesus und mit Jesus helfen“ (S.9).

Er schreibt sein Jesusbuch also für „viele Menschen“ und nicht nur für Fachleute. Aber uns Theologen und speziell uns Exegeten hat er offenbar besonders im Visier. Das zeigt sich durchgehend, vom langen, wissenschaftlich anspruchsvollen Vorwort des ersten Bandes an bis zum Ende des neuen Buches, wo er „die rechte Auslegung“ der Schrifttexte noch einmal ausdrücklich anspricht. Es liegt ihm viel daran, uns Theologen, besonders uns Exegeten, diese „rechte Auslegung“ in seinem Jesusbuch „praktisch“ und fachmännisch vorzuführen. Das ist ein hoher Anspruch, den manche als überzogen oder gar als anmaßend empfinden. Aber in meinen Augen ist es nicht Anmaßung, sondern „Pflicht-Erfüllung“. Joseph Ratzinger hat offensichtlich eine überragende Begabung zur Theologie und dabei auch eine Berufung zur Exegese. Dieser Berufung folgt er mit seinem Jesusbuch, speziell auch dadurch, daß er es der theologischen Diskussion aussetzt und nicht als Dokument des Lehramts deklariert. Auf diese Weise dient Benedikt zugleich dem ökumenischen Anliegen, weil auch protestantische und orthodoxe Exegeten an der Diskussion teilnehmen.

b) Methode

Die „rechte Auslegung“, die Benedikt uns Exegeten anempfiehlt, läßt sich an seinem Vorgehen ablesen, wird aber in den Vorworten aller drei Bände auch direkt angesprochen. Sie besteht vor allem in einem „Doppelblick“ auf die Texte, der sich dann im Vorgehen niederschlägt. Weil Benedikt selbst von „zwei Schritten“ spricht, könnte man die rechte Auslegung mit einem Tanz vergleichen und folglich als einen „Zweifachen“ bestimmen. Der erste Schritt (oder Takt) ist der historische und ist der Vergangenheit zugewandt: Was hat sich ereignet und welche Sprachmittel seiner Zeit hat der biblische Verfasser zur Mitteilung verwendet? Der zweite Schritt ist der theologische und ist der Gegenwart oder auch der dauernden Gültigkeit des Textes zugewandt: Was geht mich, was geht uns das Gesagte heute an? Das erschließt sich aber nur dem glaubenden Auge und Gehwerk. Weil die sogenannte historisch-kritische Methode seit langem einseitig auf die Vergangenheit schaut und den theologischen Schritt vernachlässigt hat, legt Benedikt das Hauptgewicht auf den zweiten Schritt, ohne den ersten abzuwerten. Er achtet darauf, in seiner Auslegung das Historische und das Theologische, die Geschichte und den Glauben miteinander zu verbinden.

Überhaupt ist „Verbindung“ oder „Verknüpfung“ ein Markenzeichen seiner Exegese, das sie ungemein reichhaltig macht und ihrem Wesen völlig entspricht. Exegese ist ja

immer Text-Wissenschaft; und der Text ist, wie schon das Wort sagt, ein „Gewebe“, das nicht nur viele Fäden, sondern auch viele Farben, Formen, Stoffe und Muster enthält. Für die Kindheitsgeschichten gilt das im höchsten Maß. In der „Welt am Sonntag“ schreibt (ein mir nicht bekannter) Lucas Wiegmann: „Bei Ratzinger lernt man, dass sich hinter der anrührenden Geschichte vom Jesuskindlein ein kunstvolles Geflecht aus Symbolen, Querverweisen und Zitaten verbirgt“⁴. Benedikt ist ein Meister der Verknüpfungen. Er führt zusammen, was zusammengehört, aber oft getrennt bleibt: nicht nur Vergangenheit und Gegenwart, Geschichte und Glaube, sondern auch Fakten und Deutungen, Tatsachen und Legenden, Wissenschaft und Religion, Natur und Offenbarung, Verstand und Herz, vor allem aber, wie es das Konzil (in *Die Verbum* 12) anmahnt: Neues Testament und Altes Testament, Bibel und Umwelt, sowie (last not least) Bibeltext und lebendige Überlieferung der Kirche (inclusive Kunst und Brauchtum).

c) Offene Fragen

Daß trotz dieser ansprechenden und lehrreichen Auslegung der Kindheitsgeschichten noch viele Fragen offenbleiben, weiß der Verfasser selbst nur zu gut. Offenbar mit Absicht behandelt er nicht alle Texte und Szenen. So vermisse ich ein wenig die „mittlere Tafel“ des lukanischen „Flügelaltars“ (Lk 1,39-56), also die Begegnung der beiden werdenden Mütter Elisabeth und Maria (die nur beiläufig erwähnt wird), und im Gefolge die beiden Lobgesänge *Magnificat* (1,46-55) und *Benedictus* (1,68-79).

Auch zu manchen Auslegungen selber kann man Rückfragen stellen oder Einwände erheben, was Benedikt im ersten Band ausdrücklich gebilligt hat. Einige Positionen des Papstes werden naturgemäß in einigen Kreisen auf Widerspruch stoßen und bei manchen vielleicht auch Ärgernis erregen. Das gilt gewiss für seine Sicht der jungfräulichen Empfängnis und Geburt Jesu, eventuell auch für die Erzählung von den Weisen aus dem Morgenland und von der Flucht nach Ägypten.

Es liegt am einzelnen Leser, wie am jeweiligen Exegeten, ob er zustimmt oder Anstoß nimmt – oder sich da und dort herausfordern läßt, seine eigene Sicht in Frage zu stellen. Ich selber habe die Matthäus-Erzählung von den Magiern und von der Flucht nach Ägypten bisher nicht für historisch gehalten; und ich wäre auch jetzt noch vorsichtiger, als Benedikt urteilt. Anders gesagt: Es bleibt für mich bei einigen Szenen die Frage, ob die Grenze zwischen Tatsache und Deutung, zwischen Geschichte und „gläubiger Meditation“ wirklich dort liegt, wo Benedikt sie zieht. Anders gefragt: Enthalten die Texte wirklich soviel historisches Geschehen, wie Benedikt es ihnen zuspricht, oder ist nicht doch die gläubige Meditation auch in den Texten stärker am Werk? Ich betone aber, daß das für mich eine wirklich offene Frage ist – und nicht eine Behauptung. Denn ich muß mich ja umgekehrt fragen lassen, woher meine Skepsis gegen die Historizität des Erzählten kommt. Wie begründet sind die Einwände dagegen? Kommen sie aus einer wirklichen Erkenntnis, oder mehr aus einem Vorurteil, das von der „herrschenden

⁴ Welt am Sonntag vom 25.11.2012 (Nr. 48) S.60.

Meinung“ bestimmt wird? Benedikt kennt die herrschende Meinung, aber er folgt ihr nicht, weil er den Evangelien mehr vertraut als ihr. So wagt er es, sich dem „Mainstream“ der Mehrheit entgegenzustellen; mit dem Risiko, als „rückständig“ dazustehen - oder aber als Markstein und Wegweiser, an dem die Exegese maßnehmen und sich ausrichten kann.

5. Zum Abschluß

Noch viele andere Gedanken und Anregungen hat Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. in seinem Prolog-Buch niedergelegt, die in diesem Vortrag nicht aufgeführt sind. Mit dem, was ich vorgetragen habe, möchte ich das Lesen des Buches nicht ersetzen, sondern anregen, und damit auch die geistige Begegnung mit seinem Verfasser, der an diesem Ort geboren wurde und der uns wiederum hinführen will zu Jesus Christus, in diesem Buch besonders zum Geheimnis des doppelten Ursprungs, das wir an Weihnachten feiern.

Prof. Dr. Otto Schwankl
Universität Passau
Lehrstuhl für Exegese und Biblische Theologie
Michaeligasse 13
94032 Passau